



# DEUTUNGSMACHTANALYSE ALS INTERDISZIPLINÄRE METHODE

Philipp Stoellger

Auszug aus dem Jahresbericht  
2016 / 2017 des Marsilius-Kollegs





# DEUTUNGSMACHTANALYSE ALS INTERDISZIPLINÄRE METHODE

## 1. Das Marsilius-Kolleg als Wissenschaftskultur

Divergente Wissenskulturen so konstruktiv wie kritisch aufeinander zu beziehen ist durch das Marsilius-Kolleg in Heidelberg zur Wissenschaftskultur geworden. Das mag andernorts auch möglich sein. Meiner Erfahrung nach aber ist es in Heidelberg in einer konstruktiven Intensität kultiviert worden, wie es weltweit wohl einzigartig sein dürfte. Dass insbesondere von Seiten der Natur- und Humanwissenschaften der inter- und transdisziplinäre Diskurs gesucht und gepflegt wird (auch wenn er sich ‚nicht rechnet‘ und gerade darum relevant sein dürfte), ist signifikant für die Kultur des ‚Brückenbaus‘, die das Kolleg institutionalisiert hat. Hier ist im Rahmen der Exzellenzinitiative eine kulturelle Form entstanden, von der andernorts viele träumen mögen. Ein Jahr als Fellow des Marsilius-Kollegs ist eine Horizonterweiterung sondergleichen. Mit dem erfahrenen Kollegen Claus R. Bartram zusammen über Deutungsmachtkonflikte zwischen Genetik und Theologie zu arbeiten, ist ein ‚Brückenbau‘ zwischen den Wissenschaftskulturen, der für beide Seiten einen ganz erheblichen Gewinn bringt (‚in vitro‘ des interdisziplinären Diskurses bzw. ‚in vivo‘ angesichts der Praktiken Gentechnik und Religion). Beiderseits wurden dabei Selbstverständlichkeiten des eigenen Faches zur Disposition gestellt in einem offenen Diskurs unter Fellows. Im dem Fokus der ‚Deutungsmachtanalyse‘ haben wir an den Beispielen des Genomprojektes, der PID und der Genomchirurgie CRISPR konfliktive Deutungsmachtansprüche analysiert und kritisch rekonstruiert. Dabei war es eine ungeahnte Projekterweiterung, auf so ausgewiesene Kollegen wie Michael Boutros oder Albrecht Jahn und Joachim E. Fischer zu treffen, mit denen sich neue Kooperationen eröffnet haben, aus denen die Gestaltung eines ‚Marsilius kontrovers‘-Abends

hervorging: ‚Dürfen wir Menschen designen? CRISPR/ Cas und Genomchirurgie als Verheißung oder Albtraum.‘

## 2. Deutungsmachtanalyse zwischen Genetik und Theologie: eine transdisziplinäre Methode

Jeder hätte sie gern, viele kämpfen darum, manche scheinen sie zu ‚haben‘, wie die ‚life sciences‘ oder Ratingagenturen und Evaluationen. Nur ist erstaunlicherweise längst nicht zureichend geklärt, was das ist: *Deutungsmacht*. Dieses *operativ* gängige Konzept soll *theoriefähig* ausgearbeitet und exemplarisch *interdisziplinär* bearbeitet werden. Das ist interdisziplinär besonders interessant, weil das Phänomen und die entwicklungsfähige Methode quer zu den Gegenstandsbereichen und Wissenschaftskulturen stehen und zur ‚comprehensiveness‘ beitragen. Es ist in *Heidelberg* besonders passend, weil damit die hermeneutische Tradition Gadamers weiterentwickelt wird und in *Deutungsmachtfragen* kompetenter werden kann, als sie bisher war (vgl. Weber und Mannheim).

Wie entsteht, ‚funktioniert‘ und vergeht Deutungsmacht? Und wie ist sie zu analysieren im Dialog zwischen Kultur- und Naturwissenschaften? Anhand exemplarischer Deutungsmachtkonstellationen und -konflikte wurde Deutungsmacht in Genese und Geltung untersucht, um zu klären: Was für eine Form von Macht ist Deutungsmacht? Was ist ‚Deutung‘ im Unterschied zur methodischen Interpretation? Was für Macht haben oder entwickeln Deutungen? Wann und warum werden sie anerkannt oder nicht mehr? Deutungsmacht (wie die der Medizin über ‚den Menschen‘, ‚den Tod‘ oder ‚den Körper‘) ist im *Normalfall* anerkannt und gilt fraglos, indem ihr gefolgt wird. Aber wie dieser ‚Normalfall‘ entsteht, bleibt meist unthematisch (Latenzschutz?) und kommt nur ‚zwischen den Zeilen‘ zum Ausdruck, etwa wenn in Anträgen oder Medienkommunikation *mehr* gesagt wird als methodisch gesichert zu sagen wäre (in Abduktionen, Hypothesen oder Versprechen). Wird der Normalfall thematisch und explizit, können Deutungsmacht*konflikte* entstehen (wie Methoden-, Perspektiven- oder Ordnungskonflikte): Der Anspruch einer Deutung auf Anerkennung und Geltung wird dann begründungsbedürftig im Streit verschiedener Deutungen um Macht.

Zum Beispiel sind die ‚life sciences‘ derzeit eminent deutungsmächtig im Wissenschaftsdiskurs und vor allem darüber hinaus. Wer ‚das Sagen hat‘ in Sachen ‚Leben‘,

hat eine Deutungsmacht, die näherer Untersuchung bedürftig ist, zumal wenn andere auch beanspruchen, dazu etwas *zu sagen* zu haben. Zum einen muss Lebenswissenschaftlern daran gelegen sein, zu weitgehende Deutungsmachtansprüche und -erwartungen zu deeskalieren (vgl. C.R. Bartram, s. Beitrag S.101). Zum anderen muss einem Kulturwissenschaftler bzw. dem Theologen daran gelegen sein, die Deutungsmachtfrage ‚in Sachen Leben‘ *offen* zu halten, um Monokulturen der Deutung zu vermeiden. Theologien und Kirchen haben sicher nicht ‚das Sagen‘ in Sachen ‚Leben‘ und ‚Tod‘; aber auch sie haben etwas dazu zu sagen. ‚Das Sagen haben‘ und ‚etwas zu sagen haben‘ ist eine lebensweltnahe Differenz, die hilfreich sein kann, um Deutungsmachtverhältnisse zu differenzieren und zu relativieren.

Die Berliner Junge Akademie hat zur Deutungsmacht der *Biowissenschaften* gearbeitet (A. Hüttemann et al.). Deren Frage richtete sich v.a. auf die „affirmative Rezeption biowissenschaftlicher Deutungsangebote“, wodurch diese zu „letzten Erklärungen“ würden. Bedingung dafür seien „ein Bedürfnis nach Orientierungs(wissen), die Enttäuschung durch andere, ältere Angebote [...] sowie die Erklärungserfolge der Biowissenschaften“ (ebd., 9ff). Auf die Frage „Gibt es diese Deutungsmacht wirklich?“ lautet die Antwort: „es gibt eine neue Deutungsmacht der Biowissenschaften, die mit dem Selbstverständnis von Psychologie und Geisteswissenschaften kollidiert“. Bei Themen wie Seele, Identität, Gefühle, Schönheit oder Gender, Symbolisierungen und ästhetischen Urteilen gibt es daher Deutungsmacht*konflikte*.

Konfliktiv wird es, wenn Wissenschaften *Weltbilder* ‚produzieren‘ (vgl. C.R. Bartram) oder wenn aus ihren Ergebnissen in Form weitergehender Deutung *mehr* gemacht wird. Der Darwinismus ist dafür ebenso ein Beispiel wie die Genetik oder die Neurowissenschaft. Dabei ist über die bisherige Wissenschaftsforschung (wie H.J. Rheinberger) hinaus nicht nur Sprach- und Schrifttheorie nötig, sondern (was Derrida nicht leistete) auch *Bildwissenschaft*. Sagen und *Zeigen* (in Sichtbarkeit und Sichtbarmachung) sind komplementäre Leitmedien der Deutungsmachtgenese, wie die Lebens- und Neurowissenschaften *zeigen*.

Zur Deutungsmachtanalyse sind *drei Ebenen* zu unterscheiden: erstens Deutungsmacht *in vivo* (Religionspraxis, Politik, Krankenhausbetrieb); zweitens *in vitro* (in den Wissenschaften); drittens die *Theorie* und Methode der Deutungsmachtanalyse. Die Perspektive ist *dreidimensional: Theoriearbeit*, um die Analysemethode weiterzuentwickeln; Reflexion auf die Deutungsmachtpraxis *in und zwischen den jeweiligen*



*Wissenschaften*; exemplarische Fokussierung auf bestimmte Deutungsmachtpraktiken in vivo. *Was kann daraus folgen?* Der Deutungsmachtanalyse ist eine reflexive Distanznahme und Entselbstverständlichung zu eigen. Damit wird methodisch der Raum zur *Deutungsmachtkritik* eröffnet, die nicht als ‚Destruktion‘, sondern als Unterscheidungskompetenz zu begreifen ist. Es werden Grenzen und Übertreibungen, falsche Selbstverständlichkeiten oder sinnvolle Stabilitäten unterscheidbar. Das zeigt u.a. eine Fallstudie zu Deutungsmachtkonflikten um die Präimplantationsdiagnostik, die im Diskurs mit C.R. Bartram entstanden ist.

### 3. Mediale Anthropologie, oder: Techniken des ‚Menschenmachens‘ im Deutungsmachtkonflikt

‚Was ist der Mensch?‘ war die Frage traditioneller Anthropologie. ‚Wer ist der Mensch?‘ lautet die phänomenologische Präzisierung (Husserl, Heidegger). ‚Wer ist der Andere (Mensch)?‘ ist die neuere Wendung (Levinas, Ricoeur, Waldenfels). In all diesen Fällen dominiert die Tradition von Theologie und Philosophie die Frage nach ‚dem Menschen‘. ‚Life sciences‘ fragen *anders* und haben längst im (friendly?) take-over die Deutungsmacht über ‚den Menschen‘ übernommen. ‚Das ist der Mensch!‘

wäre der Deutungsmachtanspruch, mit dem endlich gezeigt werde, was der Mensch *wirklich* sei: Natur, Affektprogramm, genetischer Code oder ‚Gehirn‘. Hier hat das Sagen, wer *zeigen* kann, was der Mensch ‚in Wirklichkeit‘ ist?

Die *Medialität* ist relevant für die Antworten auf die ‚unabweisbare Grundfrage‘ Kants: Substanz, Subjekt, Funktionsrelation, Code oder Netz? In welchem Medium operiert wird, präjudiziert ‚das Menschenbild‘. Sollen hier Reduktionismen vermieden werden, empfiehlt sich eine *Faktorenanalyse*: Welche Faktoren bestimmen das Deutungsmachtfeld? Zu diesen Faktoren gehören die Beschreibungs- und Darstellungsmethoden.

Das wird exemplarisch an H.-J. Rheinbergers ‚Geschichte der Genetik‘ deutlich. Sofern hier eine ‚Dekonstruktion der Genetik‘ in ihrer Geschichte *beschrieben* wird (W. Schluchter), ist die Methode der Dekonstruktion auch ein *Betreiben* dessen, was sie beschreibt. Das kann mit der ‚Dekonstruktion des Christentums‘ verglichen werden, wie sie J.-L. Nancy vorgelegt hat. Die Hypothese ist, dass die ‚Dekonstruktion‘ eine *Deutungsform* ist, in der Beschreiben und Betreiben sich chiastisch verschränken. Dann ist allerdings die Dekonstruktion ‚de re‘ (Genbegriff, Genetik) von der ‚de dicto‘ (Deutungsform) zu unterscheiden. Weitergehend sind auch Deutungsmachtkonkurrenzen (genom vs. brain-project) und mediale Rezeptionen und Inszenierungen für diese ‚Dekonstruktion‘ relevant. Die Konkurrenz von ‚Weltbildern‘ und der aus ihnen folgenden ‚Versprechen‘ in Religion und *anderen belief systems* (wie des ‚genetischen Determinismus‘) bedarf näherer Analyse, wie die entsprechenden Deutungsmachtkonflikte zeigen.

In Aufnahme der neueren Forschungen zur medialen Anthropologie (Chr. Voss/L. Engell u.a.) ist die *Medialität* von Verkörperungen zu berücksichtigen. Die Differenz von Körpermedien und Medienkörper zeigt einen Klärungsbedarf an, inwiefern Verkörperung *als* Medium fungiert und in Medienpraktiken eingelassen ist, so wie Medienpraktiken Verkörperungen formatieren. Über die bisherigen Verkörperungsforschungen hinaus geht die projektspezifische Frage nach *Deutungsmacht in*, als und *über* Verkörperungen. Denn Verkörperung ist ein Deutungsmachtprozess: *in vivo*, indem sich leiblich, sozial und institutionell ein ‚Körper‘ bildet, der Raum greift und *sich zeigt* (vgl. die Macht des Zeigens, G. Boehm). *In vitro*, indem etwas *als* Verkörperung von x beschrieben wird (gedeutet?). Verkörperungskritiken wie Luthers Institutionenkritik sind daher Deutungsmachtkonflikte.

Eine exemplarische Frage ist, inwiefern die Verkörperungspraxis der *Sakramente* (bes. des Abendmahls) prägende Modelle bilden, in denen andere Verkörperungspraktiken gedeutet werden. Der Sprech- und Bildakt des Sakraments („Hoc est corpus meum ...“) ist ein Komplex von Sagen und Zeigen, in dem mit Deutungsmachtanspruch existentielle und institutionelle Bedeutung medialisiert wird. Lässt sich damit der Sprech- und Bildakt der ärztlichen Diagnose vergleichen (vor einem Bild „Hoc est corpus tuum“)? Oder die naturwissenschaftliche Interpretation von ‚Fakten‘ (Bildern, Daten), wenn vom Gezeigten gesagt wird ‚Hoc est corpus hominis‘? Dabei geht es um Deutungsmachtpraktiken, in denen ‚dieses als jenes gedeutet‘ wird (teils mit der Meta-Deutung, es sei vielmehr eine ‚Erklärung‘ dessen, was der Fall ist, und keine Deutung). Hier empfiehlt sich zu differenzieren: die Theorie, die methodische Interpretation und die Deutungsmachtform der Darstellung und Rezeptionen. Hier ‚nur Macht‘ am Werk zu sehen, wäre genauso reduktiv, wie ‚nur Kommunikation‘ oder ‚nur Erklärung (ohne Deutung)‘. Für diese Praktiken ist Deutungsmachtanalyse ein Wahrnehmungs- und Differenzierungsgewinn.

Warum ‚mediale Anthropologie‘? Weil insbesondere technische *Medien* wie die Gentechnik wirkungs- und *deutungsmächtig* sind: Sie lässt Möglichkeiten wirklich werden, die uns den Menschen anders sehen lassen als bisher. CRISPR beispielsweise lässt und macht uns glauben, auch die menschliche Keimbahn endlich kontrolliert therapieren (und optimieren) zu können. Ob das ‚tatsächlich‘ der Fall ist, ist das eine (Handlungsmacht); dass aber solche Erwartungen und Hoffnungen geweckt werden, ist die Deutungsmacht darin.

*Drei Konstellationen von Mensch und Medium* sind modellhaft unterscheidbar:

1. *Menschen machen und gebrauchen Medien* (wie ‚Instrumente‘ der Gentechnik). Das wäre *Primat des Menschen über die (instrumentellen) Medien* zu nennen.
2. *Medien ‚machen‘ Menschen*, d.h. sie formen, figurieren oder formatieren die Menschen, die in Medienpraktiken leben. Das *kann* heißen, es werde das Menschenbild von diesen Medienpraktiken geformt (wie die Computermetapher oder das Netzwerk und seine Akteure). Es kann aber auch weitergehend heißen, dass Menschen in ihrem Selbstverständnis dadurch formiert werden bis dahin, dass die Menschen *in vivo* und ‚de facto‘ andere werden *kraft* ihrer Medienpraktiken (und -pathiken). Das wäre *Primat der Medien über die Menschen* zu nennen. Hier kommt u.a. die Genetik prominent ins Spiel: Die Gentechniken *können* Menschen grundlegend ‚reformatieren‘ – und im Effekt das Selbstverständnis des Menschen grundlegend ändern.

3. Sofern die erste These als *zu schwach* erscheint (wenn sie Medien instrumentell unterschätzt) und die zweite als *zu stark*, ist nach Figuren des Dritten zu suchen. Eine Vermittlungsposition wäre, *Menschen und Medien als koemergente Größen zu verstehen*, die sich wechselseitig formen und verändern.

Theologisch reformuliert: Die erste These wäre die Herrschaft Gottes über das Wort, oder die Herrschaft des Menschen über die Welt und seine Techniken. Die zweite These wäre die Herrschaft des Wortes Gottes über den Menschen oder die Macht von Wort und Sakrament über ihn (sofern es um *Gottes* Medien geht, scheint die These anerkannt zu sein; wenn es *nicht* um seine Medien geht, regt sich Kritik). Die dritte These ist theologisch unvertraut: eine Koemergenz von Gott und Wort (oder Geber und Gabe?), wie von Wort und Sakrament im Verhältnis zum Menschen? Die vermeintlich schwächere dritte These könnte sich als die weiterführende erweisen. Diesen Thesen sind wir im April 2017 zusammen mit Thomas Fuchs und Magnus Schlette in einer Tagungsreihe des Marsilius-Kollegs nachgegangen, die von der Verkörperungsforschung ausgehend neue Perspektiven einer ‚comprehensive anthropology‘ ausgelotet hat. Wird doch eine Comprehensive University wie Heidelberg im Brückenbau zwischen den Wissenskulturen nicht auf den Anspruch der ‚comprehension‘ verzichten können: auf Verstehen und Verständigung zwischen verschiedenen Disziplinen und ihren öffentlichen Kontexten.

#### 4. Ausblick: *Comprehensive University*

Darin zeichnet sich ab, was ein weiterführendes Projekt des Marsilius-Kollegs werden könnte: ein Heidelberg Center for Comprehension. Denn *Comprehensive University* heißt nicht nur Volluniversität, sondern auch *verstehende* Universität, also nicht nur alle Wissenskulturen vereinernd, sondern vor allem zwischen denen auf *Verstehen und Verständigung* aus, sonst bliebe alles bloße Addition. Es geht der Wissenschaft elementar um Fakten, Daten und Analysen, aber ohne Verstehen und Interpretation bleibt das alles stumm (oder der willkürlichen Deutung ausgeliefert). Daher wäre es ein Alleinstellungsmerkmal Heidelbergs, Verstehen (comprehension) zu beanspruchen in Lehre, Forschung, Interdisziplinarität und Transfer. Das passt besonders in Heidelberg zur Tradition der Hermeneutik: sowohl Gadamer als auch die verstehende Soziologie Max Webers. Das passt auch als kommendes Projekt des Marsilius-Kollegs: die Wissenskulturen *verstehend* zu vernetzen, auf die Interpretationspraktiken zu reflektieren und damit hermeneutisch zu operieren:

comprehensive. Denn *alle* Wissenschaften sind *interpretierende* Wissenschaften – die nur gelegentlich nicht eigens auf ihre Interpretativität reflektieren. Dieses Reflexionsdefizit (auch ein Methodendefizit in Forschung, Lehre und Transfer) sollte man dringend professionell und institutionell beheben – und damit ein spezifisch Heidelberger Profil wiederaufnehmen und zukunftsweisend weiterentwickeln. Das gehört auch zum Anspruch der Vernetzung von Forschung und Lehre: die Studierenden zu selbständigem Verstehen zu befähigen, und zur Transferaufgabe der Universität: der Öffentlichkeit (auch Politik) *verständlich* zu machen, was Wissenschaft treibt, und zu verstehen, worin die Relevanzen bestehen.